

Allitera Verlag

edition monacensia
Herausgeber: Münchner Stadtbibliothek/
Monacensia im Hildebrandhaus
Anke Buettner

Oskar Maria Graf
Der Abgrund

Ein Zeitroman

Textrevision, Nachwort und Zeugnisse zur Rezeption
im Anhang von Ulrich Dittmann

monacensia
im hildebrandhaus

Allitera Verlag

August 2020

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© für diese Ausgabe: Buch&media GmbH, München

Landeshauptstadt München, Münchner Stadtbibliothek /

Monacensia im Hildebrandhaus, Leitung: Anke Buettner

Herstellung: Johanna Conrad

Umschlagbild: John Heartfield, © The Heartfield Community of Heirs /

VG Bild-Kunst, Bonn 2020

Printed in Europe · ISBN 978-3-96233-223-5

Allitera Verlag

Merianstraße 24 · 80637 München

Fon 089 13 92 90 46 · Fax 089 13 92 90 65

Weitere Publikationen aus unserem Programm finden Sie auf www.allitera.de
Kontakt und Bestellungen unter info@allitera.de

Inhalt

ERSTER TORSO: DAS WAR DEUTSCHLAND		
1	Ein Familienvater kommt zu seiner Berufung	9
2	Der erste Stoß	21
3	Die guten Knechte	33
4	Schritt für Schritt	47
5	Ziellose Ordnung	59
6	Wir sind jung	71
7	Zwischen Hoffnung und Abfall	84
8	Es rinnt ins Ungewisse	101
9	»Nicht verzweifeln ...!«	117
10	Wetterleuchten	135
11	Alarm! Alarm!	152
12	Die Karten werden gemischt	170
13	Der letzte Marsch	188
14	Die deutsche Nacht beginnt	203
15	Kapitulation	211
ZWEITER TORSO: AUF SAND GEBAUT		
1	Vorwärts und nicht vergessen!	222
2	Der leere Wahn	236
3	Ungewohnte Wege	250
4	Experimente	264
5	An die Arbeit!	280
6	Zwischenspiel	296
7	David gegen Goliath	309
8	Die Reise nach Prag	327
9	Die Kette schließt sich	344
10	Hintergründe	357
11	Die Verdammten erwachen	370
12	Wir kommen wieder!	383
	Nachwort	397

Anhang.....	406
Editorische Notiz	424
Dank.....	424

ERSTER TORSO:
DAS WAR DEUTSCHLAND

Ein Familienvater kommt zu seiner Berufung

Damals, in den für das neue Deutschland von Weimar so gefahrvollen Jahren 1923 und 24, erfaßte den Joseph Hohegger fast zwangsläufig seine eigentliche Berufung. Sie erfaßte ihn, man konnte es nicht anders bezeichnen. Er war kein politischer Mensch, er war nichts anderes als ein sozialer Praktiker aus Hilfsbereitschaft. Das gab den Ausschlag.

Als kaum Einundzwanzigjähriger war er als junger Buchdrucker über die Gewerkschaften in die Sozialdemokratie gekommen.

Bebel und Wilhelm Liebknecht, Ignaz Auer, Vollmar und Grillenberger – diese Männer standen in der Mitte seines Denkens, unverrückbare Symbole. Ihre Parteitagereden hatte er oft und oft gehört, ihre Reichstagsdebatten verschlungen, und manchmal war er selber vor ihnen gestanden, hingerissen und ehrfürchtig. Seinerzeit, da er als blutjunger Delegierter eine kurze Rede auf dem Münchner Parteitag 1902 hielt, wurde er sogar von Vollmar persönlich belobigt. »Nur so weitermachen, junger Genosse. Bloß nie was verdrücken! Immer raus mit der Sprache«, sagte der hünenhafte, soldatische Alte zu ihm, klopfte ihm auf die Schulter, und die scharfen Augen hinter den Brillengläsern leuchteten dabei väterlich. Und Bebel drückte dem Jungen die Hand. Unvergeßliche Augenblicke!

Neue, ähnlich gerichtete Menschen hatte Hohegger im Lauf der Jahre kennengelernt, und unter den Massen war er, wenn man die Alten zu Grabe trug. Sein Herz schlug jedesmal bedrängt, und in der Gurgel saß eine harte Kugel, wenn er die jeweiligen Trauerreden hörte. Alle Triumphe des Aufstieges der Partei hatte er miterlebt: jenen Jubeltag, den 16. Juli 1903, an dem die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen zur Reichstagswahl von ein und einer halben Million auf drei Millionen stieg. Die ganze blühende Vorkriegsära mit ihren glanzvollen Parlamentskämpfen bis zu den hundertzehn Abgeordneten im 1912er Jahr, jenen Männern, die bei Kriegsausbruch die Kredite bewilligten und in den »Burgfrieden« eintraten. Unbeirrbar parteitreu

blieb Hochegger. Freilich, bisher hatte es immer geheißt: »Es lebe die internationale, völkerversöhnende Sozialdemokratie!« Rügte nunmehr jemand das Abweichen von diesen Grundsätzen, so blieb er ruhig und fest und erwiderte: »In so einer Ausnahmezeit wie im Krieg kann unsere Parteipolitik ruhig rasten. Aussetzen ist nicht Aufgeben. Die englischen und französischen Genossen machen's ebenso ... Krieg ist eben Krieg. Die Hauptsache ist, daß unsere Organisationen intakt bleiben, und die nehmen ja, Gott sei Dank, sogar zu.« Mit bössartiger Verbissenheit polterte er bei jeder Gelegenheit gegen die Parteispalter. Wie Auswurf haßte er »Unabhängige« und Ultralinke. Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht waren für ihn verächtliche Meuterer und »unverantwortliche Zerstörer der organisatorischen Einheit«. Auch er war gegen jeden Eroberungskrieg und verfocht wie Scheidemann in der Reichstagsfraktion, in Gewerkschafts- und Parteisitzungen mit größtem Eifer »einen Frieden ohne Annexionen«. Als dann – angesichts des Zusammenbruchs der deutschen Front – über Nacht von der Obersten Heeresleitung die sofortige Parlamentarisierung und die Hinausgabe eines Waffenstillstandsangebotes sozusagen kommandiert wurden, als endlich in überstürzter Eile Prinz Max von Baden dem Parteivorsitzenden Friedrich Ebert sein Reichskanzleramt übergab, da trank sich Hochegger einen Rausch an.

»Herrgott, der Bebel! Der Bebel wenn das noch erlebt hätt!« sagte er fast zu Tränen gerührt zu seinem alten Freund, dem Abgeordneten Gleiber. »Stell dir vor, Heinrich! .. Der Wilhelm und sein ganzer Zauber, wie ein Kartenhaus ist alles zusammengebrochen, und wir, die man ewig verfolgt hat und am liebsten mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätt: – wir haben alles überlebt! Wir haben gesiegt!«

Er hob den Krug: »Heinrich, prost! Prost, alter Freund! Jetzt kann Deutschland was werden!« Mit glasigen Augen saß er in der rauchigen Luft des Lokals. Er blickte aufgelockert in eine glückliche Ferne ...

Die unruhigen Revolutionstage waren ihm zuwider. Derartige Unordentlichkeiten lehnte er entschieden ab. Von da ab datierte auch seine Abneigung gegen Scheidemann. »Ebert hat ganz recht gehabt, daß er ihm einen Rüffel gegeben hat. So einfach vom Fenster herab die Republik ausrufen, das ist keine Politik, das sind Fisimatenten!« behauptete er und schloß: »Absolut recht hat er, der Ebert, so was hat durch Volksabstimmung zu geschehen und nicht einfach à la Räuberhauptmann Karl Liebknecht!« Er war der giftigste Feind aller aufkeimen-

den Revolten der radikalisierten Massen. Aufrichtig jubelte er dem starken Mann der Partei, dem damaligen Reichswehrminister Gustav Noske zu, der mit einer zusammengewürfelten Truppenmacht die Münchener Räterepublik blutig niederschlug und schonungslos in den Aufruhrgebieten »Ruhe und Ordnung« wiederherstellte.

In Weimar, wo endlich die Verfassung des republikanischen Deutschland verkündet wurde, saß Hohegger – nicht als Abgeordneter, nur als einfacher Zuhörer – und fiel fast in einen Taumel von Glück. Wie unendlich weit hatte es die Partei gebracht, welch ein Weg: 1848 war das Kommunistische Manifest erschienen, das zur Grundlage aller sozialdemokratischen Programme wurde. Der Schlachtruf: »Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!« hatte zum ersten Mal die kapitalistische Welt erschreckt. 1863 gründete Lassalle den »Allgemeinen deutschen Arbeiterverein«. Jahre und Jahre bekämpften sich seine Anhänger und die eigentlichen Sozialdemokraten marxistischer Richtung. Der Krieg von 1870 und 71 brach aus und ging zu Ende, langsam begann in der Arbeiterschaft der Prozeß der Klärung, und endlich, 1875, folgte die Einigung. Nun aber breitete sich die düstere Ära Bismarck über Deutschland aus, das berüchtigte »Sozialistengesetz« begann kurz darauf zu wüten, und zwölf Jahre lang war jeder Sozialdemokrat vogelfrei. Hunderte und aber Hunderte wanderten in die Zuchthäuser und Gefängnisse, Tausende von Existenzen wurden vernichtet, die Verfolgungen und raffinierten Schikanen drohten die junge Partei zu zermalmen – und 1890, kurz nach dem Sturz Bismarcks, erhoben ein und eine halbe Million Menschen ihre Stimme für die verfeimt gewesene Bewegung. Der unaufhaltsame Zustrom endete nicht mehr. Und jetzt?

Jetzt war man der Staat. Ganz groß und sichtbar strahlte die Macht. Unerschütterlich funktionierte der Apparat der Organisation. In allen Regierungen saßen Genossen als Minister, in allen staatlichen, kulturellen und kommunalen Körperschaften gab es eine sozialdemokratische Fraktion. Ein unumgängliches Faktum im öffentlichen Leben war die Partei geworden. Sie und ihre Gewerkschaften waren verankert in der Wirtschaft, schier schon so wie die Kapitalien in der Industrie.

Die so schnell gewachsenen »Unabhängigen« mit ihrem Linkskurs, was hatten sie schon erreicht? Zuletzt waren sie froh gewesen, sich mit der großen Partei wieder verschmelzen zu dürfen.

Und die Kommunisten? Schade um jedes Wort, das man über sie verlor! Putschisten! Verärgerte Wirrköpfe und Irregeleitete machten ihren Anhang aus. Keine Ahnung von Staatspolitik hatten sie. Zu keiner positiven Mitarbeit waren sie zu brauchen. Genau so wenig wie die paar randalierenden Nationalsozialisten, die sogenannten »Völkischen«.

Seit jenen machtvollen Weimarer Verfassungstagen waren für Hohegger die alten Vorkämpfer unmerklich in die Vergangenheit gesunken, sie lebten nur noch als pietätvolle Erinnerungen in ihm. An ihre Stelle traten Ebert, Noske, Severing, Otto Braun und Heimann Müller. Diese Männer bildeten für ihn seither gleichsam den lebendigen Parteibegriff.

Er saß schon lange Jahre in der Leitung des Konsumvereins und war Stadtrat. Die Angelegenheiten des Mieterschutzes und der Wohnungsfürsorge oblagen ihm. Er stand damals am Anfang der Fünfziger und hatte sich nach kurzer Witwerzeit mit seiner jetzigen, zweiten, knapp fünfunddreißigjährigen Frau, Babette, verheiratet. Sie überragte ihn fast um Kopfeslänge, war starkbusig, blond und machte einen imposanten Eindruck, was sie durch die Adrettheit, mit welcher sie sich kleidete, noch besonders zu unterstreichen suchte.

Hohegger lernte sie als geschiedene Frau kennen. Ihr erster Mann, ein Vertreter in Strümpfen und kunstseidener Damenwäsche, hatte sie sehr jung geheiratet und das beträchtliche Vermögen, das sie als einzige Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns mitbekam, schnell durchgebracht. Er spielte und trank, stürzte sich in immer neue Spekulationen und betrog sie auf Schritt und Tritt. Als Babettes Eltern starben, ging auch der Rest der Erbschaft noch drauf. Endlich erwirkte sie die Scheidung und brachte sich kümmerlich durch Gelegenheitsgeschäfte fort. Bei Hohegger bewarb sie sich um einen Posten im Konsumverein. Die trüben Erlebnisse der vergangenen Jahre hatten sie gekennzeichnet. Für ihren früheren Mann war sie immer nur »die dumme Gans« oder das »Frauenzimmer« gewesen, mit dem man sich in guter Gesellschaft überhaupt nicht sehen lassen könne, weil sie sich nicht einmal richtig anzuziehen verstehe. Derartige Erniedrigungen bleiben bei einer Frau nicht ohne nachhaltige Wirkung. Der beleidigte Instinkt wird überwacht und belehrt sie, wie man Menschen gegenübertritt und was die Männer anzieht.

Ihre gutbürgerliche Erscheinung, die schmeichelnde Höflichkeit ihrer unaufdringlich klagenden Stimme, das bescheidene Auftreten,

die sprechenden Augen in dem frauenhaft reifen, leicht verspielten Gesicht und die berechneten, verhaltenen Bewegungen, kurz, dieses Gemisch von anschmiegsamer Unterwürfigkeit und weiblicher Gewieghtheit zog Hohegger sofort an. Es wurde eine jähe, fast etwas tölpische Liebe, wie man sie bei alternden Männern meistens trifft. Verjüngt war Hohegger, eine heftige Unternehmungslust kam über ihn. Bislang hatte er mit seinen drei aus erster Ehe stammenden Kindern eine ziemlich bescheidene, unordentliche Wohnung in der Altstadt innegehabt. Jetzt auf einmal genügte sie ihm nicht mehr. Auf die Kinder, die von seiner Wiederverheiratung nicht sonderlich erbaut waren, hörte er nicht. So arg war es ja auch nicht mehr mit ihnen: Joseph, der älteste, war Gewerkschaftsbibliothekar und trug sich schon lange mit Absichten, einen eigenen Hausstand zu gründen. Er wohnte nicht mehr zu Hause. Die Tochter Lotte war Stenotypistin bei einer großen Möbelfirma, und Albert, der jüngste – von Beruf Automechaniker – arbeitete meistens auswärts.

Hohegger beriet und beriet tagelang mit seiner Frau, suchte und suchte und fand endlich etwas Geeignetes: fünf geräumige Zimmer mit allem Komfort. Da das Geld zur selbigen Zeit fühlbar an Wert verlor, erwarb er neue, moderne Möbel bei Lottes Firma. Die alten bekamen die Kinder in ihre Zimmer. Lotte wohnte zu Hause, Albert nur hin und wieder, wenn er stellungslos war.

Mit einer fast besessenen, drolligen Hingabe begann der neugebakene Ehemann einzurichten. Nicht auf Luxus kam es ihm an, nur auf größte Behaglichkeit. Bis tief in die Nacht hinein bastelte er oft herum, strengte alle seine Erfindungsgabe an und war glücklich über die kleinste Verbesserung. Auch Babette war überglücklich. Hohegger, das war der Mann, den solche Frauen suchen: »Längst über die dummen Jahre hinaus«, nicht mehr allzu aufregend, grundsolid und vor allem in einer gesicherten Position. Er ließ ihr freie Hand in allen Haushalts- und Frauendingen, nie war er kleinlich, und es behagte ihm, daß sie sich nie in seine Angelegenheiten mischte. In Heim und Küche war sie äußerst umsichtig, und nicht nur das. Erschien er mit ihr auf irgendeiner festlichen Veranstaltung, im Theater, oder hatte er – was er jetzt besonders liebte – Sonntags Besuch bei sich, so erfüllte es ihn stets mit verborgenem Stolz, wenn die Männer mit halb bewundernden, halb lüsternen Blicken seine stattliche, gutgekleidete Frau musterten. Das fühlte auch sie, und ein leises Prickeln lief in sol-

chen Augenblicken über ihre Haut. Ein warmer Blutquell stieg von ihrem Herzen auf und ergoß sich wohltuend in die Adern. Ihre Wangen röteten sich, das freundliche Gesicht wurde noch belebter, und ihre Augen glänzten.

Nur die nächsten Freunde waren da: Gleiber, dann der etwas jüngere, gedrungen gebaute, gut aussehende Gewerkschaftsvorsitzende Haller, manchmal auch der kleine, rundliche Sekretär des Landesvorstands, Jakob Rauchleitner, ehemals Schlosser und »Unabhängiger«, jetzt aber die »rechte Hand« Gleibers. Der technische Kreisleiter des Reichsbanners »Schwarzrotgold«, Bangler, ein hünenhafter Mensch mit einem dunkelhäutigen, nackten Gesicht, in dem Entschlossenheit und Draufgängertum lagen, und der Chefredakteur Kofler, ein quallenähnlicher Sechziger mit sackigen Glotzaugen, gut zweieinhalb Zentner schwer, immer nach Schnupftabak riechend, stets raunzig humorvoll, dabei maulfaul, beschlossen die Runde. Man unterhielt sich über den letzten Tarockabend, über kleine Parteilereien und Politik und trank Kaffee dabei. Jeder fühlte sich behaglich.

»Wirklich, das reinste Schmuckkästlein, was du da hast«, lobte Gleiber die Wohnung, und alle stimmten mit ein.

»Da läßt sich's sogar daheim aushalten«, sekundierte Kofler. Er nämlich hatte eine ziemlich zänkische, zaundürre Frau, die fortwährend putzte. Es gefiel ihm allnächtlich in einer Wirtschaft bei einem behäbigen Tarock besser. Alle lobten und bewunderten Hoheggers Wohnung. Das freute ihn. Und bei einer solchen Gelegenheit sagte er einmal: »Ja, Genossen, viel Müh' und allerhand Geld hat mich das schon gekostet, aber wenn wir es recht anschauen, so müßt eigentlich heutzutage jeder wohnen können ... Jeder, das wär auch noch eine Aufgabe für uns.« Er redete es eigentlich nur so hin, ganz von ungefähr, und die anderen waren seiner Meinung. »Stimmt! Das wär noch zu überlegen«, meinte Rauchleitner. Jeder nickte. Die Gäste erhoben sich und gingen.

Das Jahr 23 war für Hohegger bewegter als je eins gewesen. Voller Unsicherheit und Grauen. In die persönlichste Sphäre, in sein Privatleben, in seine neue Ehe, in sein scheu umbangtes Glück waren die Erschütterungen gedrungen. Manchmal sah er sich, seine Position – alles bedroht. Nichts schien mehr Bestand zu haben.

Nach dem völlig mißglückten, verheerenden »passiven Widerstand« gegen die Besetzung des Ruhrgebiets durch Franzosen und Engländer hatte die kurzlebige Regierung Cuno zurücktreten müssen. Deutschland stand vor dem Bankrott, die Währung war vernichtet, und die Inflation nahm ihre gräßlichsten Formen an. Unbeschreiblich wüteten in den Mittelschichten und in der Arbeiterschaft Not und Elend, Demoralisation und Sterblichkeit. Wahrhaft ekeleregend gebärdete sich die Verschwendungssucht der Schieber und sogenannten »Neureichen«. Als Gustav Stresemann Kanzler wurde und das Kabinett bildete, wollte niemand mehr von diesem ruinierten Staat etwas wissen. Die Satten nicht, die Hungrigen nicht und das Ausland schon gar nicht. Der Zerfall schien unausbleiblich. Die Separatisten verkündeten unter französischem Schutz eine »Rheinische Republik«, und die bayrische Pfalz wollte sich vom Stammland lossagen. Verzweifelt vor Hunger, zermürbt durch die Trostlosigkeit erhoben sich noch einmal die Massen in Mitteldeutschland und in den Industriegebieten, in Hamburg kämpften die Kommunisten tagelang gegen die überlegenen Regierungstruppen. Alle modernen Kriegswaffen – Kanonen, Panzerautos, Tanks und Flammenwerfer – traten in Tätigkeit. Die letzten revolutionären Kader wurden zerstampft. Die deutsche Linke war lahmgelegt.

»1918, Prolet,
war Deutschland dein Vaterland.
Seitdem Ebert mit den Generalen geht,
stirbst du vergeblich an der Wand«,

sangen jetzt die verbitterten Arbeiter.

Ein anderer Feind sammelte sich jetzt auf einmal und ging überall zum Angriff über: der totgeglaubte Chauvinismus.

In Italien hatte der Faschismus gesiegt und machte sich daran, die Sozialisten auszurotten, in Deutschland trieben die nationalen Geheimverbände ihr Unwesen, die Reichswehr sympathisierte mit ihnen und unterstützte sie. Meuterer, Fememörder und Staatsfeinde saßen in den höchsten Vertrauensstellungen, und kaum drei Wochen nach dem Hamburger Aufstand erlebte München den nationalsozialistischen »Hitlerputsch«. Nur die Uneinigkeit der führenden Verschwörer verhinderte den Zusammenbruch der geschwächten Republik. Eine unsagbar bedrückte Stimmung herrschte überall. Krank war der Staat,

erschöpft waren die Menschen. Langsam und behutsam, wie nach einer schweren Operation, erholte sich der riesige Körper des Gemeinlebens. Immer wieder gab es zwar Rückschläge, aber plötzlich wurde die Inflation abgestellt, die Mark wurde fest, die Wellen der Revolten zerflossen, der unerwünschte Putschist Adolf Hitler saß in der bayrischen Festung Landsberg, und jenes internationale Abkommen, der »Dawesplan«, das die deutschen Zahlungsverpflichtungen regelte, brachte einigermaßen Beruhigung. Die phantastisch hohen Zinssätze sanken, das steckengebliebene Triebwerk der Wirtschaft kam wieder in Bewegung. Ungestört gingen die Neuwahlen vor sich, der Reichskanzler hieß jetzt Luther, die Parlamentstätigkeit lebte wieder gleichmäßig auf, aber zum ersten Male hatten die Nationalsozialisten zweiunddreißig Mandate im Reichstag.

Auf jenem Berliner Parteitag der Sozialdemokraten im Juni 1924, als man sich nach beendeter Debatte gerade über die Protestresolution gegen die Ermordung des italienischen Sozialistenführers Matteotti schlüssig werden wollte, sprang Hochegger ganz unerwartet noch einmal auf und vergaß alle Disziplin. Cholerisch, wie einer, den man tief beleidigt hat und dessen zurückgehaltene Wut plötzlich hervorbricht, wiederholte er einige Worte aus seiner wirkungslos gebliebenen Debattenrede.

»Genossen!« schrie er aufgebracht, »ich kann mir nicht helfen, ich muß diesmal Geschäftsordnung und Brauch durchbrechen! Ich möchte nochmals mahnen! Man hat mich überhört! .. Ich beschwöre euch! .. Man kennt mich, ich bin kein Linker!«

Mürrisch blickten die leitenden Genossen vom Vorstandstisch auf ihn. Eine Stockung kam in die Versammlung.

»Na, was denn? – Zur Sache! – Was will er denn? – Is wohl verrückt geworden!« klang es durcheinander.

»Aber Genosse Hochegger, die Diskussion ist doch geschlossen! Die Resolution! Wo sollen wir denn da hinkommen?« rief der Vorsitzende. Vergeblich. Kreideweiß, mit gausternden Armen, stand Hochegger da.

»Ganz gewiß, über die Wahnsinnspolitik der Kommunisten ist kein Wort zu verlieren, aber ...« hub er erneut an.

»Schluß! – Resolution!« umdröhnte es ihn. Ganz selbstvergessen, mit einer unbegreiflichen Hartnäckigkeit fuhr Hochegger fort: »Die Kommunisten nicht, nein! Aber haben wir denn noch nicht genug

mitgemacht? Wie kam's denn überhaupt, daß der ganze Abschaum von Fememördern straflos auf uns losgehen kann? Wie war es möglich, daß diese verbrecherischen Staatsfeinde schier wie zur Belohnung für ihr hinterhältiges Putschen auch noch in den Reichstag gewählt worden sind? Wir Sozialdemokraten, weil wir Deutschland aus dem Dreck gezogen haben, wir gelten jetzt als Landesverräter und Novemberverbrecher! Dagegen macht kein Gericht was! .. Fast drei Dutzend so Nazi hocken im Reichstag, den w i r ...«

»Quatsch! Alte Leier! Drei Dutzend? Zweiunddreißig Männeken sind's!« zischte es ihm entgegen. Viele waren aufgesprungen. Alle schimpften durcheinander. »Disziplin, Genossen!« rief der Vorsitzende und läutete. »Ruhe! So kommen wir doch nicht weiter!« Das wirkte ein wenig. Da saß der rundgesichtige, bebrillte Hermann Müller, daneben der kantig-massige Otto Wels; der mittelgroße Severing sah scharf ins Gemeng; neben ihm saßen Crispian mit dem schönen Vollbart und dem wallend zurückgekämmten Haar und der lässige Rudolf Hilferding; der ergraute Scheidemann unterhielt sich flüsternd mit dem ehemaligen »Unabhängigen« Breitscheid, und der nacktköpfige Otto Braun blickte gelassen in die Aufregung. Die meisten von ihnen schätzte Hohegger, und er hatte Vertrauen zu ihnen. Aber in seinem aufgeschreckten Herzen, in seinem Hirn rumorte noch die erlebte Unsicherheit der vergangenen Monate. Seine eigene Existenz, seine Wohnung – alles, was er sich mühsam geschaffen hatte, wurde in diesem Augenblick etwas wie ein Allgemeinschicksal. Unbeirrt wehrte er sich gegen die Zwischenrufer. »Zweiunddreißig? Was heißt das? Und in den Landtagen?« Er stemmte sich und polterte nun schon: »In Bayern allein haben wir vierundzwanzig solche Verbrecher im Landtag! Warum laufen denn die Massen diesen gemeinen Schwindlern nach, Genossen? Das ist nicht einfach die Not allein, nein-kein! Das ist – unsere Partei kümmert sich zu wenig ums Wirtschaftlich-Praktische!«

»Hoho! Hoho! Auch eine Weisheit!« unterbrach ihn eine hämische Stimme. Wieder wurde es rundum laut. Mit letzter Anstrengung schrie Hohegger: »Weisheit? Das ist nur die Wahrheit! Dem Arbeiter und Angestellten, dem kleinen Mann muß was Handgreifliches geboten werden! Anregungen haben wir genug gehört, Kommissionen sind da, aber Taten! Taten! Durchdrücken müssen wir, daß die Hauszinssteuer ausschließlich für Wohnbauzwecke verwendet wird! Das

ist was Praktisches! Das sieht und spürt der Genosse! Und, wie ich schon gesagt hab, wir selber als Partei, wir müssen produktive Wohnbaupolitik machen, wir müssen Produktivgenossenschaften gründen und bauen! .. Wohnungen, billige Wohnungen!!« Seine weiteren Worte gingen in einem allgemeinen Lärm unter. Der Vorsitzende hatte Mühe, die Ruhe wiederherzustellen. Verstört und ermattet sank Hochegger auf seinen Sitz nieder und schnaubte kurzatmig.

»Taktisch war's nicht gut angefangen, aber recht hast du«, lispelte ihm Gleiber wie tröstend ins Ohr.

Die Wogen der Erregung hatten sich gelegt. Die Mateotti-Resolution wurde verlesen und einstimmig angenommen. Alle hoben den Arm.

»Italien? Immer bloß für weiß Gott wo, nie was für uns«, brummte Hochegger, als er seinen Arm herabfallen ließ. Resigniert war er. Ganz verdrossen.

Sein plötzlicher Aufschrei aber war doch nicht wirkungslos geblieben. Das stellte sich bald heraus. In dem folgenden Jahr schlugen Partei und Gewerkschaften einen »praktischen Kurs« ein. Die kurz zuvor gegründete »Arbeiterbank« wurde mehr und mehr zur Geldgeberin für sozialdemokratische Unternehmungen.

Der Initiative Joseph Hocheppers war es zu verdanken, daß alsbald in seiner Heimatstadt eine »Gemeinnützige Wohnhausbaugenossenschaft« ins Leben trat. Jetzt, nach der Inflation, flossen beträchtliche ausländische Anleihen ins Land, das Reichsbudget kam ins Gleichgewicht, und Geld zur Finanzierung war verhältnismäßig leicht zu bekommen. Zweiprozentige Hauszinssteuer-Hypotheken bildeten den Grundstock, die Regierung beteiligte sich mit einem Förderungszuschuß, und die Wohnungssuchenden – meist fest angestellte Arbeiter, junge Ehepaare und kleine Beamte – zeichneten einen bestimmten Betrag in »Anteilen«. Die seriösesten Firmen rissen sich um die Bauaufträge. Infolge der immerhin nicht geringen Belastung blieben die Mieten zwar etwas hoch, aber in kurzer Zeit wuchsen riesige Wohnbaublocks an der Peripherie der Stadt aus der Erde, Hunderte und Hunderte kamen zu einem Heim, und Hochegger wurde zur populärsten Partei-Persönlichkeit. Sein Eifer war grenzenlos. Als schließlich die organisierte Bauarbeiterschaft eine Produktivgenossenschaft unter dem Titel »Bauhütte« gründete, die teils aus eigenen Mitteln, teils aus den bei der »Arbeiterbank« liegenden verfügbaren

Gewerkschaftsgeldern Bauaufträge unter Ausschaltung des privaten Unternehmertums ausführte, kamen weit billigere Wohnungen zustande, und Hohegger verkoppelte die beiden Genossenschaften sehr geschickt.

Die Worte, die Hohegger an einem gleichgültigen Sonntagnachmittag, gewissermaßen überwältigt von seinem eigenen Glück, nur zufällig ausgesprochen: »Es müßt jeder von uns mit der Zeit so wohnen können wie ich«, hatten sich nach und nach zu einem Gedanken verdichtet. Und der Gedanke war gewachsen und zum Plan geworden. Und jetzt war das alles fruchtbare Wirklichkeit!

Tief erfüllt von seiner Berufung betrachtete Joseph Hohegger jedesmal die Zeichnungen für einen neuen Wohnhausblock. Er stiefelte auf den schlammigen, aufgewühlten Bauplätzen herum. Die Arbeiter hoben Gräben aus. Die Pickel wucherten in die nachgiebige Erde, flink schwingen die Schaufeln den Kies, und die Mörtelmischer waren heiter, die riesigen Löffelbagger schepperten und knirschten. Alles interessierte ihn. Jeden Mann grüßte er freundlich und sprach ihn an. Wenn er so einen allmählich aufwachsenden Bau besuchte, hinaufstieg bis zum Dachgerüst und dieses Werden vom rohen Ziegelstein bis zur schlüsselfertigen Wohnung erlebte, erfaßte ihn jedesmal ein seltsamer, heimlicher Rausch. Sein gesunder Hausverstand vermengte sich mit der Ergriffenheit des Herzens, und er zog Vergleiche merkwürdigster Art: so aus dem Dreck und Durcheinander war schließlich auch das neue Deutschland erstanden. Fast genau so.

Nein, tausendmal nein! Nicht die abstrakte Politik, nur das unverzagte Streben nach konkreter Wohlfahrt brachte etwas zuwege und schlug den Feind.

»Jetzt sehn unsere Arbeiter, daß die Partei was tut! Jetzt graben wir den wilden Schreiern das Wasser ab«, konnte Hohegger sagen, und es sah ganz so aus, als sei dies der rechte Weg in eine bessere Zukunft. Tatsächlich verloren die Nationalsozialisten bei der Herbstwahl des gleichen Jahres fast drei Viertel ihrer Mandate. Nur noch zwölf ihrer Abgeordneten zogen in den Reichstag ein. Viele waren zu den Deutschnationalen, der Partei der ostelbischen Junker, übergegangen. Hundert Sitze hatten die errungen.

»Aber«, meinte Gleiber selbstbewußt, »wir sind doch die meisten! Wir bleiben bei unserm Standard von hundertundzwanzig.« Und er

lobte seinen Freund Hohegger: »Recht hast du gehabt, Joseph, ganz recht ... Jetzt sieht man's.«

Eine ganze lange Zeit blieb es so. Friedrich Ebert starb, der kaiserliche Generalfeldmarschall wurde gegen einen Republikaner zum Reichspräsidenten gewählt. Aber der sozialdemokratische Parteivorsitzende Hermann Müller bildete eine Regierung der »großen Koalition«. So sehr schien die ruhige bürgerliche Demokratie gesichert, daß nur noch die Kommunisten und die Nationalsozialisten in Erregung blieben! Und man war als Sozialdemokrat ein geachteter Mensch. »Herr Stadtrat!« grüßte die Krämerin Frau Schwinglinger und erkundigte sich ab und zu über steuerliche Dinge. Der Friseur buckelte von weitem. Jeder Mensch schien sich an die Republik gewöhnt zu haben.

Die neue, gemilderte Regelung der Reparationszahlungen, der »Youngplan«, kam durch die Zustimmung eines Teiles der sonst heftig opponierenden Deutschnationalen unter Dach und Fach. Stresemann errang als Außenminister internationales Ansehen, und kurz nach seinem Tode wurde das letzte Stück Rheinland frei von der Besatzung. »Der Kurs der Außenpolitik verändert sich nicht«, hieß es in den Zeitungen, und beruhigt nahm es der Bürger zur Kenntnis.

Man sagt: Die Arbeit hält einen Menschen in der Wirklichkeit. Falsch!

Im unaufhörlichen Trott der Betätigung lief Hohegger die Zeit weg. »Der Quadratmeter Fliesen kostet um drei Mark weniger ... Parkettböden stellen sich nicht viel höher und sind weit haltbarer«, das waren seine Sorgen. Darüber vergaß er die Ereignisse. Nicht einmal die bedrohlich zunehmende Arbeitslosigkeit wurde ihm bewußt. Warum auch? Wo er sich tummelte und wirkte, arbeitete jeder Mensch. Zum ersten Mal verbot ein Sozialdemokrat, der Berliner Polizeipräsident Zörgiebel, den Arbeitern jegliche Demonstration am 1. Mai. Ganz zufällig las Hohegger einige Tage darauf, daß es zu blutigen Zusammenstößen zwischen Polizei und Arbeitern gekommen war, daß es dreiunddreißig Tote gegeben hatte.

»Hmhm, immer bloß diese Kommunisten! .. Jetzt haben sie wieder was zum Agitieren und Hetzen«, brummte er fast gleichgültig, hob sein Gesicht und schaute auf Babette. »Ich weiß nicht, unsereins, wo ewig zu tun hat, begreift solche Dummheiten nicht ... Hm, als ob's mit einem Aufmarsch was leisten!« Dann nahm er eine Preisliste über Zementplatten in die Hand und studierte sie eingehend.

Der erste Stoß

Der Zug raste mit fanatischem Gehämmer durch die flache, eintönige Gegend. Es hörte sich an, als sei er besessen von Ungeduld, bald ans Ziel zu kommen. Er schien in seinem Dahinjagen alles, was sich ihm in den Weg stellte, zu überrennen und zu zermalmen. Wenn er eine Weiche passierte, wurde das Gehämmer zu einem wütenden, knirschenden Krachen. Eine Sekunde lang schwankten die Wagen, die Reisenden wurden auf ihren Sitzen hin und her geschüttelt und mußten sich wieder ins Gleichgewicht bringen. Ermüdete, die eingenickt waren, fuhren ruckartig in die Höhe, schauten mit kleinen, verklebten Augen träge gradaus, atmeten tief und schlossen schluckend ihre trockenen Lippen. »Hm«, machte ein gut angezogener Mann mittleren Alters und sah auf seine Taschenuhr, »jetzt haben wir's bald geschafft.« Er blickte dabei auf das gleichgültige Gesicht der Dame, die ihm gegenüber saß, und setzte dazu: »Knappe drei Viertel Stunden nur noch.«

»Naja, alles hat mal ein Ende«, antwortete seine Partnerin. Da und dort fielen belebtere Worte, und die lahmgewordene Unterhaltung kam wieder in Fluß. Draußen peitschte ein dünner Strichregen gegen die Coupéfenster. Nackte, kahle Bäume und Telegraphenmaste flogen vorüber, die Landschaft verdunkelte sich, und manchmal tauchte in der öden Ferne ein gelbes Licht auf, das wie ein heller Strich eine Zeitlang mitlief.

»Noch weit hinten heuer, das Frühjahr ... Noch kaum ein Trieb an den Bäumen«, sagte jemand. »Bei uns putzt's jetzt erst den letzten Schnee weg.«

»Jaja, genau wie bei uns ... Voriges Jahr im April war's schon viel weiter«, antwortete es. Man sprach vom Wetter und von bauerlichen Angelegenheiten. Dazwischen hinein, aus irgendeiner Ecke heraus, klang das Wort »Brüning«, und eine forsche Männerstimme dröhnte: »Die Pfaffen und die Juden, die Barone und Exzellenzen! Gute Nacht,

DIESES BUCH BESTELLEN:

per Telefon: 089-13 92 90 46

per Fax: 089-13 92 9065

per Mail: info@allitera.de

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm
unter:

www.allitera.de

www.facebook.com/AlliteraVerlag

Allitera Verlag

Allitera Verlag • Merianstraße 24 • 80637 München
info@allitera.de • fon 089-13 92 90 46 • fax 089-13 92 90 65 •
www.allitera.de • www.facebook.de/AlliteraVerlag